

## Der Zug

Der Zug rattert über die Schienen. Draußen ist alles gelb und blau und heiß. Drinnen ist alles grau und blau und heiß. Ich schwitze, klebe an den Sitzen fest mit meinen Oberschenkeln und mein T-Shirt verfärbt sich dunkel unter meinen Achseln.

Am Bahnhof niemand. Nur ein altes rotes Auto mit verdreckten Türen und halb heruntergelassenen Fenstern. Ich bleibe stehen, zögere. Bloß nicht zu Fremden ins Auto. Jeder weiß das. Kleine Mädchen wissen das. Aber das hier ist kein Fremder. Spähe durch das Fenster, sehe einen Mann. Ziehe den Kopf schnell wieder ein.

Ein Freund meines Vaters.

Ich mache die Tür auf, hallo, hallo, wie geht's. Eine Hand verweilt eine, zwei, drei Sekunden auf meinem Arm. Meine Haut prickelt leicht, ich lächle jegliches Unbehagen weg. Alles gut. Wir fahren durch die Berge. Links das Meer, dessen Farbe einem in den Augen brennt, rechts der eigentliche Ort, der sich leicht panisch an die Felswand zu drücken scheint, als hätte er Angst ins Wasser zu stürzen. Eine Wohnung in den Bergen habe ich dir organisiert, ganz für dich allein. So viel Schönes an einem einzigen Ort. Wir fahren vorbei an üppigen Feldern, durch die Berge, begegnen keiner einzigen Seele. So weit erstrecken sich die Felder, das man ihr Ende nicht einmal erahnen kann. Das unangenehme Gefühl von zuvor wie weggespült, mein Herz durch das Fenster geflogen, bis ins Meer.

Ich rede

und rede

und rede,

rede von meinem Vater. Versuche daran zu erinnern, wer ich bin, wer er ist, bin die Tochter meines Vaters, den du kennst, der dein Freund ist, also sieh dich vor. Nur um auf Nummer sicher zu gehen, denn man weiß ja nie, richtig? Stell dich nicht so an, sagt mein Vater mir in meinem Kopf, seine Stimme dort hallt wie in einem marmornen Zimmer vor und zurück, alles nur in meinem Kopf.

Wir kommen an, steigen aus dem Auto. Er hat Laken mitgebracht, will mir helfen, das Bett zu beziehen. Ich lächle, habe Gänsehaut im Nacken. Wehre mich sanft. Will nicht sanft sein. Stehe in seiner Schuld. Will nicht in seiner Schuld stehen. Er hat mir diese Wohnung organisiert, über den Preis soll ich mir doch bitte keine Gedanken machen, das sei eine Selbstverständlichkeit. Ich mache mir nur einen Gedanken. Nichts auf dieser Welt ist umsonst. Hasse mich selbst dafür. Ich gehe alleine die kleine Treppe hoch zur Wohnungstür, meine Finger spielen nervös mit dem Schlüsselbund. Schließe auf, zittrig, schließe die Tür sofort hinter mir ab. Frage mich, ob ich paranoid bin. Denke an Geschichten, die ich gehört habe, von Freundinnen, alles schon gelesen, gehört, gesehen. Aber der Kerl ist doch kein Tier, das hier einfach reinstürzen wird, dieser Freund meines Vaters.

Denke an die Statistiken, gehe alles durch im Kopf und sage mir einfach, dass ich aufpassen muss,

vor dem Freund meines Vaters.

Dabei will ich Urlaub machen, wenigstens für einen Tag am Strand liegen, mich in der Sonne fläzen, Wein trinken und mit anderen Menschen Gespräche führen, an die ich mich später nicht mehr erinnern werde. Möchte das alles egal ist, denn es ist Sommer und ich stehe kurz davor wieder nach Hause zu fahren. Ich möchte lachen, mit Männern, die ich mir aussuche, möchte mir aussuchen von ihnen angefasst zu werden,

möchte sie anfassen

und immer weiter anfassen,

im Sand liegend und nichts weglächeln müssen, weil ich selbst mich entschieden habe neben ihnen zu liegen. Ich ziehe meinen Bikini unters Kleid, wir wollen an den Strand. Dass ich gerne alleine wäre, bringe ich nicht über mich zu sagen. Ich höre die Stimme meines Vaters im Kopf, wie unhöflich von mir, lasse mich abholen, mich zu meinem Reich kutschieren, eine Wohnung nur für mich, nur um mich dann alleine an den Strand zu legen, ohne Dankbarkeit zu zeigen, so habe ich meine Tochter nicht erzogen. Undenkbar. Unerhört. Ich atme tief ein, schließe die Tür auf, laufe hinaus, steige in das rote Auto, zum Freund meines Vaters.

Am Strand liege ich neben ihm im Sand, in meinem Bikini. Versuche, mich zu verstecken.

Erinnere mich nicht, wann ich das letzte Mal so wenig von meinem Körper zeigen wollte und mich gleichzeitig so nackt gefühlt habe. Bin verunsichert, komme mir klein und kleinlich vor. Will so nicht sein, paranoid und misstrauisch. Ärgere mich über mich selbst.

Ärgere mich noch mehr, weil ich mich darüber ärgere, paranoid und misstrauisch zu sein.

Hört das denn nie auf?

Wieso muss man so viel denken? Und so viel weglächeln? Ich bin so unsäglich müde. Habe das Gefühl mir selbst im Weg zu stehen mit diesem Hin und Her, eigentlich ist er doch nur ein Freund meines Vaters und eigentlich möchte ich mich nur verstecken.

Zum Abendessen holt er mich auf der Vespa ab. Ich sitze dicht hinter ihm. Versuche möglichst wenig Körperkontakt herzustellen. Verkrampfe mich, meine Beine sind steif. Will keine unbewusste Bewegung machen, keine Einladung. Ich schreie in meinem Kopf und lächle ihn unter meinem Helm an, diesen Freund meines Vaters.

Als wir über die Piazza gehen, fasst er mich am Arm, legt seine Hand im Gehen und Gespräch an meine Hüfte, meine Taille, führt mich durch Menschenmassen. Dort wo er mich berührt hat bleibt ein brennendes Gefühl. Ich entferne mich, versuche, die körperliche Entfernung mit einem breiten Lächeln wieder gut zu machen. Im Kopf die Stimme meines Vaters und meine eigene, wie ich versuche, dagegen anzuschreien.

Meine Wangen verkrampfen sich langsam vom ewigen Lächeln, meine Knie schmerzen von der Anspannung auf der Vespa, mein Kopf dröhnt von meiner eigenen Stimme und meinem viel zu lauten Lachen. Beim Abendessen verzichte ich auf Wein. Nur für den Fall. Ich will so klar wie möglich sein.

Es ist so anstrengend.

Und ich bin so müde

so müde

so unglaublich müde.

Und vielleicht ist es nicht einmal nötig. Dann begegnen wir Bekannten auf der Straße und er tut so, als wäre ich nicht bloß die Tochter seines Freundes. Gibt an mit mir. Ist sie nicht schön? Schaut sie euch an! Ich beginne zu schwitzen.

Schweiß läuft mir den Nacken hinab. Witzig, ist natürlich nur ein Scherz, weißt du ja. Lächelt seinen Freunden hinter meinem Rücken bedeutsam zu. Ich möchte seine weiße Zahnreihe bersten sehen, mich losreißen und laufen bis ich sein Parfüm nicht mehr rieche. Möchte nicht, dass die Menschen denken, ich wäre irgendwas von ihm. Möchte nach Hause, mich im Bett verkriechen, durchschlafen bis zu meinem Flug nach Hause. Aber ich bin auf ihn angewiesen, komme sonst nicht in mein Refugium in den Bergen. Der Abschied im Auto ist holprig.

Ich stürze beinahe aus der Tür, falle,

er hält mich beinahe fest.

Drückt mir Küsse auf die Wange, nicht einen, nicht zwei, drei und sein Arm ein Schraubstock. Ich lache, unsichtbare Tränen sammeln sich in meinen Augen laufen mir das Gesicht hinunter, bis morgen, tschüss, bis dann, danke für alles.

Danke?

Danke für die Müdigkeit, für die Wohnung und die Fürsorge. Danke für das Berühren meines Körpers, das Abendessen, die Nervosität und das diffuse Gefühl von Angst und Anspannung in mir.

Laufe die Stufen hoch, meine Hand zittert als ich die Tür öffne. Ich schließe wieder von innen ab, lehne mich gegen die Wand und warte

warte,

warte

und warte darauf, seinen Atem auf der anderen Seite zu hören.

Er kommt nicht.

Er ist schließlich ein Freund meines Vaters.

Und mir ist übel, denn ich fühle mich, als hätte ich jemandem Unrecht getan.

Gleichzeitig spüre ich noch seine Blicke auf mir und die Hitze seiner Hand auf meiner Hüfte.

Am nächsten Tag sitze ich wieder im Zug. Er rattert über die Schienen, flieht mit mir vor dem Freund meines Vaters. Trägt mich weit weg von diesem Ort in den Bergen und dem Unbehagen. Dabei ist nichts passiert. Nein, möchte nicht mehr denken. Möchte nicht in einer Welt leben, in der ich über jeden Blick nachdenken und jede Berührung abwägen muss, in der ich nicht weiß, wann ich nett sein kann ohne dass es mir zum Verhängnis wird, möchte einfach nicht mehr in diesen Bergen sein.

Carla Giuseppina Magnanimo wurde 1993 in Hamburg geboren, zog mit 18 Jahren nach Köln und machte hier ihren Bachelor in Geschichte und Italienisch. Derzeit steckt sie noch mitten im Masterstudium International Angewandter Kulturwissenschaften und Kultursemiotik, einer Kooperation zwischen der Universität Potsdam und der Universität Turin. Während ihres Studiums lebte sie unter anderem in Florenz, Mailand und Turin und hofft, später einmal zwischen Italien und Deutschland, ihren zwei Heimatorten, hin und her pendeln zu können. Derzeit lebt sie in Berlin.